

Rezension

Peter Gay, *Die Macht des Herzens. Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich. Aus dem Englischen von Ulrich Enderwitz, Monika Noll u. Rolf Schubert*, München: C.H. Beck, 1997.

Das 19. Jahrhundert ist bekanntermaßen ein Jahrhundert tiefgreifender Wandlungsprozesse in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, in der Politik, der Arbeitsorganisation, in Familienleben und interpersonellen Beziehungen, in Technik und Wissenschaft. Die Frage nach der Stellung des Subjektes sowie nach der Definition von Identität und Individualismus in dieser von Aufbruch und Modernisierung gezeichneten Zeit ist in bezug auf die Wahrnehmungsgeschichte des Selbst auch mit einer Frage nach der möglichen Subjektivität der Wahrnehmung verbunden. Was passiert, wenn Zeitgenossen über das Selbst schreiben, wenn Innenschauen über verschiedene künstlerische Produkte dargestellt werden? Und wie gehen Historiker/innen mit diesen Quellen um? Versuchen sie in den extremsten Fällen entweder sie als Phantasiegebilde zu betrachten oder unterwerfen sie die Zeichen einer relativierenden Anschauung, nach der jede Interpretation so gut wie eine andere ist?

Peter Gay macht einleitend deutlich, daß sein Forschungsinteresse von einer dialektischen Idee getragen ist: „In meiner

Arbeit bin ich also davon ausgegangen, daß das Selbst keine Fiktion ist, sondern ein Amalgam aus beständigen und unbeständigen Elementen, und daß der Forscher es bei aller Ungreifbarkeit doch zu erkennen vermag. Deshalb meine Hinwendung zu Freud, für den das Seelenleben ein Rätsel ist, das seiner Lösung harret. Er betrachtet es als Resultat des Zusammenwirkens – und des Konkurrenzkampfes – zwischen Notwendigkeit und Vernunft, zwischen Natur und Kultur. Und sein Modell, mit dem er beschreibt, wie ererbte Anlage und Erfahrung, oft im Krieg gegeneinander, den menschlichen Geist formen, ist außerordentlich fruchtbar für meine Arbeit geworden.“ (16)

Unter diesen – von Historikern oft noch skeptisch beurteilten – epistemologischen Kriterien betritt Gay ein Feld der kulturellen Äußerungsformen bürgerlicher Gedanken, Gefühle, Verhaltensweisen, das uns Einblick in die Beschäftigung mit dem Selbst und den Kampf um Innerlichkeit und Individualismus geben soll. Der Quellenfundus reicht von musikalischen Werken, Gemälden, Belletristik, Geschichtsbüchern, Biographien, Autobiographien bis zu Briefen und Tagebüchern. Dabei werden nicht nur bekannte oder weniger bekannte Autorinnen und Autoren zitiert, sondern auch unbekannte Brief- und Tagebuchschreiber. Frauen und Männer des bürgerlichen

Mittelstandes – „die Normalbürger“ (10) – stehen im Mittelpunkt des Interesses; die stete Einbindung der Rezeptionsgeschichte von literarischen und künstlerischen Werken läßt die Spur verallgemeinerbarer Erscheinungen und das Entstehen von Moden anschaulich werden.

„Die Erforschung des Ich“ beginnt mit der Darstellung einer Zivilisationserrungenschaft, die den Bruch mit dem 18. Jahrhundert verdeutlicht: die Fähigkeit des Bürgers, bei öffentlichen musikalischen Darbietungen andächtig, schweigend und nach innen gewendet zuzuhören. Diese „Kunst des Zuhörens“ mußte erst erlernt und anerzogen werden und zeigte sich schließlich als große Sublimierungsleistung gegenüber dem gefühlsbekundenden, affektgeladenen, sich unterhaltenden Publikum vorangegangener Generationen. Wie bei diesem Beispiel der Einführung eines Ideals von Selbstbeherrschung wird von Gay immer wieder aufgezeigt, was aus dem 18. in das 19. Jahrhundert hineinführt. Für eine entschiedene ‚Abrechnung‘ mit dem 18. Jahrhundert, für eine propagandistische Wendung zum unverhüllten Inneren standen die Romantiker. „Das moderne Selbst war natürlich keine Erfindung der Romantiker; es existierte schon spätestens seit Montaigne. Doch mit ihrer einsamen Selbstreflexion und als gefühlvolle Individuen, die sich in Politik, Religion oder Liebe die Welt öffnen, haben sie dem Jahrhundert ein nachhaltig wirkendes Vermächtnis hinterlassen.“ (55) Gay beschreibt in Grundzügen die europäische und amerikanische Entwicklung des romantischen Credo, die Phantasie gegenüber der Vernunft wiederbeleben zu wollen, die Kultivierung des Selbst im

öffentlichen (politischen) Raum und den Natur-Kult der Romantiker – „eine in die Außenwelt projizierte Religion des Herzens, eine demutsvolle Ichbezogenheit.“ (101) Der Topos von der romantischen Liebe, etwas, das im Einklang von Geist und Körper entsteht, ist es, der in breiten bürgerlichen Schichten aufgenommen wird. Befördert durch Modernisierungen im Buchdruck und -vertrieb und die Einrichtung von öffentlichen Bibliotheken werden die Leserkreise ab Mitte des Jahrhunderts entschieden erweitert, und mit dem Zugang zum Lesen war Raum entstanden für eine Auseinandersetzung mit den Gefühlen der Liebe, mit dem eigenen Gemütszustand und der Relation zu anderen. Eine „Demokratisierung der Innerlichkeit“ (122) wurde vorgebracht.

Autobiographien waren das geeignete Medium, die Innenbeschau voranzutreiben. Auch auf diesem Gebiet entwickelten sich im 19. Jahrhundert Superlative: So viele Autobiographen wie auch Leser für diese Werke hatte es zuvor nie gegeben: „Die Bürger des 19. Jahrhunderts zeigten ein ungewöhnlich starkes Interesse an der Selbstoffenbarung.“ (129) Peter Gays Beschäftigung mit der wahren Flut von Autobiographien ist eine exemplarische; seine Einblicke in bekannte und weniger bekannte Autobiographien machen auf die versteckten Wahrheiten aufmerksam und geben Hinweise auf bedeutsame Vorgänge im Innern der Erzähler. Hans Christian Andersens Autobiographie z. B. stellt sich als „das Werk einer fast unverhüllten Wunscherfüllung“ (151) dar, Edmund Gosses *Father and Son* als das Paradebeispiel für die beliebte frömmige Bekenntnisliteratur der Zeit. Die „Mode der Selbsterklärung“ (184)

war die Veröffentlichung der dem Autor eigenen Wahrheit; stets ging es um „ein Selbst, das zu anderen spricht.“ (185)

Der Arbeit am Selbstbild des Bürgertums dienlich waren auch Biographien berühmter Persönlichkeiten, ein Genre, das mit historischen Darstellungen eine Allianz einging, die Thomas Carlyle dezidiert für das 19. Jahrhundert so formulierte: „Die Geschichte der Welt ist nichts anderes als die Biographie der großen Männer.“ (196) Gay stellt an ausgewählten Beispielen der biographischen Literatur dar, wie die Motive von Held und Antiheld gebildet und kopiert wurden, welche Ähnlichkeiten Biographien mit Romanen und didaktischer Literatur hatten und daß sie im Kern nichts anderes waren als in Beispiele verpackte Beratungen für das Publikum. An der Suche nach dem Selbst waren auch die Historiker beteiligt. Ihren Anspruch formuliert Johann Gustav Droysen exemplarisch: „Geschichte ist das Bewußtwerden und das Bewußtsein der Menschen über sich selbst.“ (234) Im Laufe der disziplinären Entwicklung der Geschichtswissenschaft wurde die Nähe der Geschichtsschreibung zur biographischen Literatur immer wieder kritisiert. Aber selbst der große Mentor der Geschichtswissenschaft, Leopold von Ranke, sah die wissenschaftliche Treue durch literarische Ambitionen und biographische Charakterisierungen nicht beeinträchtigt. Ranke, „ein unendlicher Vielfraß in Sachen Geist“ (256), versuchte das Hineinfühlen in die Geschichte noch zu steigern, indem er dafür plädierte, noch mehr Schriftstücke, Quellen und Zeugnisse aufzuspüren. In einem eigenen Kapitel geht Gay Rankes (und seiner Schüler) These nach, „daß

Identifikationen und das fleißige Aufsuchen der Archive der Königsweg für eine ordentliche Geschichtsschreibung seien.“ (261) Für die Rezipienten war ein solches Einfühlen in die Geschichte Quelle für die Identifikation mit ruhmreichen Vorfahren, mit Fortschritten und Überlegenheit der eigenen Nation, als deren Teil man sich selbst verstand. Gegen Ende des Jahrhunderts war die Mehrheit durch schulischen Geschichtsunterricht und volkstümliche historische Literatur zur Liebe zum Vaterland gedrillt worden, durch vereinfachte Nationalgeschichte also, die mit dem anspruchsvollen Ideal Rankes nichts mehr zu tun hatte.

In dem Kapitel „Die Wahrheiten des Romans“ widmet sich Gay der Verbreitung und gesellschaftlichen Stellung des Romans, seinen wechselnden Phantasieentwürfen und der Korrespondenz zwischen dem Geschmack des Bürgertums und literarisch Dargebotenem. Besonders unter die Lupe genommen wird hier auch die sogenannte volkstümliche Erzählweise, z.B. von Karl May, Alexandre Dumas, Eugène Sue. Die zeitgenössische Popularität von Charles Dickens, Fjodor Dostojewski, Henry James untersucht Gay eindringlich, immer auf der Suche nach der Repräsentation von kulturellen Mustern, die die Ordnung der Welt, die Identifizierung mit den Helden und Spiegelungen der seelischen Befindlichkeiten zum Thema hatten. Im Werk von Dickens (dem Gay ein eigenes Kapitel widmet) ist es die kontrollierte Leidenschaft, die dem Publikum gefiel. Eine überall bei den Lesern (außer bei den Franzosen) vorherrschende Rücksicht vor den intimsten Regungen respektierte dieser Autor.

Die Beschäftigung mit dem Selbst war dem Bürger des 19. Jahrhunderts nicht nur durch das Konsumieren anrührender Musik und verschiedenster literarischer Erzeugnisse über die romantische Liebe, biographischer Enthüllungen, historischer Belehrungen oder bekenntnishafter Fiktionen gesichert, sondern zusätzlich durch das Betrachten von Bildern. In der europäischen Kunst des 19. Jahrhunderts avanciert das Selbstbildnis zur Mode, und Gay versucht an Beispielen von Lovis Corinth und Caspar David Friedrich darzustellen, welche kulturelle Dimension sich hinter dem ausgestellten Ego eines Malers verbirgt. Er analysiert die Botschaften und künstlerischen Stilrichtungen, die sich mit herrschenden Normen, Regeln, Blicken auseinandersetzen. Geschmacksunterschiede im Bürgertum sind dabei beträchtlich, abhängig von den unterschiedlichen Vermögensverhältnissen. Die Möglichkeit der Reproduzierbarkeit von Kunstwerken durch Stahlstiche, Lithographien und Fotografien erweiterte den Rezipientenkreis und gab zugleich Anlaß für das Lancieren von ‚beliebten Gemälden‘, von Kitsch.

Gerade weil Gay die Popularisierungen von künstlerischen Produkten immer wieder in seine Betrachtung einbezieht, ist es mir unverständlich, warum die Porträt-Fotografie bei ihm mit keinem Wort erwähnt wird. Das fotografische Selbstporträt ist eine Inszenierung des Selbst nach standardisierten Mustern. Die typischen Posen sind Ausdruck von bürgerlichem Geschmack und Zugehörigkeitsgefühl zu einer gesellschaftlichen Schicht. Die distanzierte Darstellung, bei der gefühlsmäßige Beziehungen nach ästhetischen Regeln verdinglicht

erscheinen, ist Zeichen für die dichotomische Entwicklung der Individualismus-Doktrin, von der Peter Gay am Schluß des Buches sagt, daß sie „gleichermaßen ein Weg zur persönlichen Freiheit und zur psychologischen Vereinsamung“ (437) war.

Hatte Gay im ersten Kapitel seines Werkes von Aspekten des durchaus beschwerlichen erzieherischen Eingreifens in das Gefühlsleben der Bürger berichtet, so stellt sich das letzte Kapitel mit einem Einblick in die bürgerliche Brief- und Tagebuchproduktion als gelungene Assimilationsgeschichte dar. Für den persönlichen Briefwechsel gab es Vorbilder in der Literatur und massenhaft in Umlauf gebrachte musterhafte Blütenlesen und Ratgeber, die „dem Drang nach Äußerung und dem Zwang zur Selbstbeherrschung“ (409) zu einer adäquaten Medialisierung verhalfen. Mit einer Darstellung der Bedürfnisse nach Selbstfindung durch Tagebuchaufzeichnungen schließt Gays großartiger Versuch, Licht in das Dunkel der inneren Konflikte, der Selbstanalyse und der Entblößung des Herzens zu bringen, kurz: das Interesse des Bürgertums am eigenen Selbst als kulturprägenden Faktor in all seinen Facetten zu beleuchten. Nicht zuletzt durch die kongeniale Übersetzung ist diese kulturhistorische Untersuchung ein wahres Lesevergnügen.

Susanne Regener, Hamburg